Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 42 (1971)

Heft: 5

Artikel: Heime heute und morgen

Autor: Nufer, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-806932

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arthritis, Gehbehinderung, Herzinsuffizienz behaftete, Diätverpflegung benötigende und unter psychischen Störungen leidende Betagte bedarf heute einer besonderen Pflege und Betreuung.

Das moderne Altersheim hat sich diesen neuen Verhältnissen angepasst. Zu den baulichen Einrichtungen gehören Einzelzimmer mit separatem WC, Teeküchen, Bastel- und Gemeinschaftsräume, externe Telefon- und Rundspruch- sowie Fernsehanschlüsse im Pensionärzimmer, das von seinem Bewohner zum Teil selbst möbliert wird. Die betrieblichen Erfordernisse verlangen vor allem eine genügende Dotierung mit Pflegepersonal, damit der vorübergehend oder länger kranke Pensionär — aber nicht der dauernd Pflegebedürftige, der ins Pflegeheim gehört — im Altersheim behalten und gepflegt werden kann. Die Zubereitung eines bekömmlichen, nach ernährungsphysiologischen Grundsätzen ausgerichteten Essens mit Schondiäten für Diabetiker, Leber/Gallekranken oder leichter Kost soll im Speisezettel des Altersheimes nicht fehlen.

Neben all diesen baulichen und betrieblichen Fortschritten darf jedoch die Lösung des Hauptproblems nicht vergessen werden, das nicht nur die in Altersunterkünften lebenden alten Menschen, sondern in gleichem Masse alle Pensionierten und Betagten angeht: die sinnvolle Beschäftigung in der vielen zur Verfügung stehenden freien Zeit. Das Alleinsein und sich unnütz und überflüssig vorkommen ist die Hauptsorge unserer Betagten. Es gehört deshalb zu den vornehmsten und wichtigsten Aufgaben aller sich um die Betreuung und Pflege von Betagten einsetzenden Verantwortlichen, dem alternden Menschen eine sinnvolle Beschäftigung anzubieten, die ihm den verbleibenden Lebensabschnitt lebenswert machen lässt.

Bastelarbeiten, Mithilfe im Grosshauhalt, Altersturnen, Veranstaltungen aller Art, Altersausflüge, Spielnachmittage, Filme, Lichtbildervorträge, Theateraufführungen, Bunte Abende oder musikalische Darbietungen, die alle auf freiwilliger Basis durchzuführen sind, bieten wesentliche geistige Anregungen und Bereicherungen. Dabei ist darauf zu achten, dass die Betagten in keiner Weise überfordert werden.

Bei allem Bemühen für eine gute Beschäftigung der Betagten, muss es uns aber immer bewusst bleiben, dass selbst die beste Beschäftigung den Besuch der Angehörigen nicht ersetzen kann. Der alte Mensch lebt in der Vergangenheit, und dies ist in erster Linie seine Familie, sind seine Kinder, Enkel und Geschwister, über deren Ergehen er orientiert sein möchte. Der Appell geht deshalb an uns alle, unsere betagten Angehörigen, wo immer sie sich befinden mögen, zu besuchen und auf diese Weise ein Bindeglied zwischen der Einsamkeit des Alters und der Welt zu sein.

AHV, eidgenössische Ergänzungsleistung, Kantonale Altersbeihilfe und Zuschüsse der Gemeinden haben die finanzielle Situation der Betagten soweit gefestigt, dass auch der Minderbemittelte mit diesen Renten den Hauptteil der Pensionskosten in öffentlichen Altersunterkünften bestreiten kann. Mit den auf Januar 1971 beschlossenen Erhöhungen von AHV und eidg. Ergänzungsleistung sowie vor allem mit den in den drei laufenden AHV-Initiativen beantragten Verbesserungsvorschlägen wird es voraussichtlich ab 1973 möglich sein, die Altersvorsorge für den Minderbemittelten auch auf eidgenössischer Ebene so weit zu heben, dass die Betriebskosten eines Altersheimes selbsttragend sind und vom Pensionär bestritten werden können.

Noch harren der für die betagten Mitbürger Verantwortlichen grosse Aufgaben, die in nächster Zeit gelöst werden müssen. Laut den Angaben der «Eidg. Kommission für Altersfragen in der Schweiz» wird sich die Zahl der über Achtzigjährigen bis zum Jahre 1985 verdoppeln, verglichen mit den Zahlen von 1966. Ein grosser Teil dieser Betagten wird aus gesundheitlichen Gründen in Alterssiedlungen, Altersheimen oder Pflegeheimen untergebracht werden müssen. Der Bau dringend benötigter Altersunterkünfte gehört deshalb zu den vordringlichsten Aufgaben unseres Staates. In der Stadt Zürich allein fehlen heute 3000 Krankenheimbetten und über 1200 Altersheimplätze. Die Erstellung solcher Heime wird aber nur mit finanzieller Unterstützung von Bund und Kantonen möglich sein.

Aber auch die Ausbildung von geeignetem Personal in Alters- und Pflegeheimen, die Verbesserung der Krankenkassenleistungen warten auf ihre Verwirklichung. Für die Lösung dieser Aufgaben sind wir alle, ist die ganze Oeffentlichkeit mitverantwortlich. Mitverantwortung heisst in diesem Zusammenhang aber auch, dass jede sich bietende Gelegenheit zur Information über Altersfragen genützt werden muss.

Heime heute und morgen

Dr. H. Nufer, Schule für soziale Arbeit, Zürich

«Heime gestern, heute und morgen» war mir anfänglich als Thema zugedacht. Wer aber um die Vielfalt der Heime und Aufgabenstellung weiss, vermag zu ermessen, wie ich über die Verkürzung des Spannbogens erleichtert sein müsste. Allein, wo gelingt mir nun der Einstieg beim «Heim heute»? Soll ich einige kritische Gedanken in die Diskussion werfen und damit jene Kritik am Heim noch schüren, die oft auch von Presseleuten ausgelebt wird und letztlich doch in einem Hauch von Sensation versprüht? Soll ich für die unermüdliche Bereitschaft der Heimmitarbeiter zum Einsatz an unsern Mitmenschen lobende Worte suchen und dabei eine Menge von Unzulänglichkeiten dieses «Heim heute» übersehen?

Hätte ich beim «Heim gestern» mein Gespräch aufnehmen dürfen, so wäre der gesellschaftspolitische Aspekt sehr schön aufzuzeigen gewesen, der die Heimbewegung überhaupt in Gang brachte. Ich denke hier vor allem an Pestalozzi, der aus sozialkritischen Gedankengängen die Idee der Armenerziehungsanstalt postulierte. Sein Reformversuch entstand zu Beginn einer Phase des gesellschaftlichen Uebergangs, und die Auswirkungen jener Konzeption sind heute noch in den Heimen nachweisbar. Es ist nicht meine Auf-

gabe, auf den Zusammenhang zwischen «Heim und Gesellschaft» einzugehen und gar die Gültigkeit überlieferter Impulse in diesem Zusammenhang nachzuprüfen.

Eine erste flüchtige Gedankenskizze mag als Hinweis genügen, dass eigentlich auch heute ein Gespräch über Heimfragen nur auf den gesellschaftlichen und sozialpolitischen Hintergrund seine ganze Tragweite gewinnen könnte. Wir streben scheinbar unaufhaltsam einer Leistungsgesellschaft entgegen. Alte, Gebrechliche, also nicht mehr Leistungsfähige oder alle jene, die sonst irgendwie Sand im Leistungsgetriebe sein können, werden von der «Normalgesellschaft» abgeschoben, möglichst weit weg! Grosszügige Heimbaupolitik, Spendefreudigkeit für soziale Werke beruhigen das Gewissen. Eine andere Aeusserungsform des schlechten Gewissens verspüren Sie auch deutlich in Gerichtsurteilen, indem «Heimzeit» als mildernder Umstand fast peinlich in den Prozessberichten hervorgehoben wird. Sollte diese beängstigende Tendenz zur Abhebung einer ausgesprochenen Leistungsgesellschaft nicht zur umfassenden kritischen Besinnung über unsere Sozialordnung führen? Mit welchen Methoden wird diese Leistungsgesellschaft in naher Zukunft zu Rande kommen, wenn der Anteil der Jugendlichen und der alten Leute vehement steigt? Noch mehr Heime, oder was?

Kritik darf sich nicht im Aufzeigen düsterer Bilder beschränken. Wir besitzen heute auf diesem fragwürdigen gesellschaftlichen Hintergrund eine grosse Zahl von Heimen, die einen momentanen Lösungsversuch darstellen. Es ist erfreulich, die Bereitschaft der meisten Heime zu spüren, wenigstens diese eingegrenzte Situation gut zu nützen. So macht sich bei den Pflege- und Altersheimen eine Tendenz bemerkbar, die alten Leute nicht nur zu beschäftigen, sondern man versucht, einen Lernprozess in Gang zu bringen, in dem neue Verhaltensweisen in der Heimgemeinschaft ausdifferenziert werden. Uebersiedlungen in Altersheime und Alterssiedlungen müssen, so zeigen neue Untersuchungen, nicht zu Hospitalismus-Phänomenen führen, sondern es kann in Heimen, welche vielfältige Anregung bieten, ein erneuter Sozialisierungsprozess beginnen, der eine Ausweitung und Differenzierung der Erlebnis- und Verhaltensweisen hervorruft. Die bisherige Annahme der Entdifferenzierung im höheren Alter wird durch solche Ergebnisse widerlegt. Im Altersheim von morgen wird nicht mehr nur ein vielfältiges Unterhaltungsprogramm ablaufen, sondern es wird durch geschultes Personal erreicht, dass der Gedanke an Versenkung in den Hintergrund rückt. Aehnliche Ergebnisse über die Arbeit in aufgeschlossenen Gebrechlichenheimen liegen vor. Es bleibt nur zu hoffen, dass eine einsichtige Sozialpolitik wenigstens für die Verbreitung dieser neuen Betreuungsformen genügend Mittel zur Verfügung stellt.

Als grosses Entwicklungsfeld würde ich die Erziehungsheime bezeichnen, die Resozialisierung von Kindern und Jugendlichen, deren Verhalten von der Gesellschaft als verwahrlost oder «nichtangepasst» taxiert wird, zur Aufgabe haben. Die sozialpädagogische Forschung hat hier erst angesetzt, und es ist zu erwarten, dass sich aufgrund von neuen Forschungsergebnissen für das Erziehungsheim von morgen ganz neue Strukturen und Lebensformen aufdrängen. Auch hier muss ich Sie mit einem flüchtigen Hinweis abspeisen. Zum Beispiel zeigen Forschungen, die von der Frage ausgegangen sind, ob schichtspezifische Anfälligkeit für Verhaltensweisen besteht, die zur Heimeinweisung führen, dass wohl ein grosser Prozentsatz dieser «Milieugeschädigten» aus der Unterschicht rekrutiert wird, aber ebenso aus der Mittelschicht Heimeinweisungen erfolgen. Differenzierte Untersuchungen, die vor allem durch Studien über schichtspezifische Sprachverhalten angeregt wurden, deuten darauf hin, dass zwischen Heimeinweisungen und Erziehungsstil im Herkunftsmilieu ein sehr enger Bezug besteht. Dieser Erziehungsstil zeichnet sich durch Ueberwiegen der Kontrollfunktionen, unbedingte Gehorsamsforderung, ausgeprägte kollektivistische Orientierung, niedriges Aspirationsniveau und minimales Selbständigkeitstraining aus.

Kinder und Jugendliche, die durch diesen Erziehungsstil geprägt sind, bedürfen einer sehr differenzierten «Heimerziehung». Ist die Mehrzahl der heutigen Erziehungsheime in der Lage, entsprechende pädagogische «Massarbeit» zu leisten? Es wäre zum Beispiel interessant, den Erziehungsstil solcher heutiger Heime nach den gleichen Dimensionen einzuordnen. Ich wage die Behauptung, dass wir bei der Mehrzahl einen nicht sehr viel weiter entwickelten Erziehungsstil vorfinden. Allerdings habe ich damit diesen Heimen nicht vorgeworfen, dass sie durch den so gearteten Erziehungsstil die Dissozialität vergrössern. Es gibt eine Reihe von andern Momenten, die neben dem Erziehungsstil noch mitwirkt und ebenso entscheidend ist. Den fraglichen Erziehungsstil würde ich nicht einem schlechten Erzieherwillen zuschreiben; vielfach liegt er in der Heimtradition, oft ist eine personelle Unterbesetzung spürbar, oder das Ziel «Resozialisierung» wird zu eng ausgedeutet.

Um nur schon einen neuen Erziehungsstil zu kultivieren, würde es neben einer inhaltlichen Umgestaltung der Ausbildung und Weiterbildung für Heimerzieher, auch nach einer weitreichenden Umstrukturierung der Heime rufen. Ich könnte mir denken, dass viel mehr Erziehungskleingruppen gebildet werden müssten. Es dürften zudem während des Erziehungsprozesses nicht ständig Neueintritte und Austritte erfolgen, wie es in den heutigen Heimgruppen meistens der Fall ist, und dann die daraus resultierenden Spannungen den Prozess wieder an den Anfangspunkt zurückbringen. Vielmehr müsste ein gezielter Erziehungsprozess durch pädagogische «Massarbeit» innerhalb der Gruppe von diesem herkunfts-milieugeprägten Erziehungsstil, der ja auch ein entsprechendes Verhalten des Adressaten ausgeformt hat, zu einem Erziehungsstil und Adressatenverhalten führen, wo grösstmögliche Selbständigkeit, minimalste kollektivistische Orientierung und weitgehende Ueberflüssigkeit von Kontrollfunktionen möglich sind.

Es ist schwer vorauszusagen, welche Konsequenzen eine solche Erziehungskonzeption für den Heimerzieherberuf hätte. Eine Entscheidung «auf Lebenszeit» würde dahinfallen. Nach jedem Auslaufen einer Erziehungsgruppe könnte ein erneutes Engagement überdacht werden und viel leichter ein Aufgabenwechsel im gleichen Arbeitsfeld erfolgen.

Und die Eltern?

E. Liniger, Zentralsekretärin Pro Infirmis, Zürich

«Nur nicht in ein Heim!» Das ist die spontan abwehrende Reaktion mancher Eltern, wenn es um die Frage geht, ob ihr gebrechliches Kind in einem Heim nicht besser gefördert werden könnte. Vorurteile und längst nicht mehr zutreffende Vorstellungen lassen vor ihren Augen einen kasernenartigen düsteren Bau mit vergitterten Fenstern, endlosen Schlaf- und Ess-Sälen erstehen, wo die Kinder in militärischem Drill «erzogen» werden. Erst der Augenschein vermag die Eltern dann zu überzeugen, wie völlig anders diese Heime in Wirklichkeit sind. Warum aber und wann sollte ein behindertes Kind in einem Heim untergebracht werden? Dann, wenn es zuhause nicht in gewünschtem Ausmasse gefördert werden kann, wenn an seinem Wohnort keine Sonderschule (zum Beispiel Taubstummenschule) besteht oder wenn für ein körperbehindertes Kind der Weg zur Volksschule zu weit oder zu mühsam ist. Eine, Mutter, die neben ihrem geistesschwachen Kinde noch eine ganze Orgelpfeife von Geschwistern zu besorgen hat, findet verständlicherweise nicht immer die Zeit, ihr behindertes Kind in vielen sich stets wiederholenden Uebungen anzuleiten. Gerade für die Entwicklung eines geistig behinderten, aber auch eines hörgeschädigten Kindes ist es von grösster Wichtigkeit, dass seine Begriffswelt möglichst früh erweitert wird, sonst verkümmern die ihm verbliebenen Fähigkeiten. Auch ein körperlich behindertes Kind ist oft sehr auf die Mutter angewiesen. Sie muss ihm in Dingen helfen, die ein unbehindertes Kind allein vollbringen kann. Es braucht für jede Tätigkeit, jeden Weg ohnehin mehr Zeit und Energie als ein gesundes, und sein Tagesablauf ist zudem durch notwendige regelmässige Behandlungen noch ausgefüllter. Mangelnde oder ungünstige Transportmöglichkeiten, weite Wege verbrauchen seine Kraft, was seine Schulleistungen mindert. Oft auch leidet ein gebrechliches Kind in einer Klasse unbehinderter Kinder, da es in der Pause, in der Turnstunde nicht mittun kann und sich daher ausgeschlossen fühlt. Ein Heimaufenthalt ist in solchen Fällen von ausschlaggebendem Interesse für seine Entwicklung.

Wie geht es nun aber zu in diesen Heimen? Herrscht ein «Anstaltsbetrieb» oder ist es doch eine Art «Daheim»? Um es vorwegzunehmen: der Anstaltsbetrieb gehört der Vergangenheit an. Aeltere Heime nehmen heute grosse Umbaukosten auf sich, um die Aufteigewährleisten. Jede «Familie» hat ihren individuell lung der Kinder in Heim-Familien auch räumlich zu ausgestatteten Wohnraum, wo die Kinder essen, arbeiten und spielen können. Dabei sind die Familiengruppen nach Alter, Klasse, meist auch nach Geschlecht verschieden zusammengesetzt — wie die «Orgelpfeife» zuhause. Jede Gruppe hat ihre eigene Heim-Mutter, eine Erzieherin, die für jedes «ihrer» Kinder da ist, ihnen die Schularbeiten abhört, ihre Kleider in Ordnung hält, die Suppe in die Teller schöpft, den Kleinen eine Gutenachtgeschichte erzählt und mit den Grossen am Abend über dies und das plaudert — wie die Mutter zuhause. Jedes Kind hat aber auch seine eigene «Schatztruhe», selbstgewählte Bilder hängen über seinem Bette, der Lieblingsteddy liegt auf dem Kopfkissen, und auf dem Nachttisch stehen die kleinen «heiligen» Gegenstände. Und jedes hat natürlich seinen sorgfältig aufgestellten Stundenplan: Schule, Therapie, Rhythmik, Hausaufgaben, auch der Anteil an den täglichen «Aerbetli», wie Betten, Schuhe Putzen usw. So ausgefüllt das Tagwerk auch scheinen mag, da sich alles im Heim abspielt, werden die Kinder nicht überfordert und haben genügend Zeit für Spiel und Spass.

Selbstverständlich ist bei all diesen Vorzügen, bei aller Liebe der Heim-Mutter, bei aller fröhlichen Gemeinschaft mit den Heim-Geschwistern die Trennung von zu Hause für Kind und Eltern schmerzlich, und manches Heimwehkind braucht eine gewisse Uebergangszeit, bis es sich an das Leben im Heim gewöhnt hat. Um die Bindung zwischen ihm und seiner Familie zu erhalten, geht man heute immer mehr dazu über, die Kinder über das Wochenende nach Hause gehen zu lassen. Wenn jeweils auch der erneute Abschied am Montagmorgen zu verarbeiten ist, so ist doch das nahe Wiedersehen ein Trost.

Andererseits gibt es aber auch Kinder, die erst im Heim ein richtiges «Heim», die warme Geborgenheit finden, die für ihre Entwicklung notwendig ist. Das sind zum Beispiel Kinder aus zerrütteten Familienverhältnissen, oder auch solche, die von der Mutter, vom Vater oder gar von beiden Eltern seines Gebrechens wegen abgelehnt werden. Früher waren diese Kinder die «verschupften», die «versorgten». Heute haben sie eine Familie, erleben echte menschliche Bindungen und können so die psychischen Belastungen der frühen Kindheit überwinden.

Aber viel gewichtiger wäre der Gewinn für die einzelnen Gruppenmitglieder. Eine Selbständigkeit, welche in einem von echten Lebenssituationen durchdrungenen Erziehungsprozess gewonnen wird, ermöglicht mehr als nur eine Anpassung an die momentane Gesellschaft. Der Dynamik der Gesellschaft ist nur die grösstmögliche Selbständigkeit angemessen!